

Roman Rausch

Tiepolos Fehler Kommissar Kilian ermittelt

Rowohlt Taschenbuch Verlag

12. Auflage Januar 2012

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2003
Copyright © 2003 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung: any.way Andreas Pufal
(Foto: Dr. Dr. Rolf Klett, Höchberg)
Satz aus der Aldus PostScript, PageMaker bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 23486 6



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

I

Unmerklich legte sich ein kühler Schleier über die Stadt.

Ein Montag ging zu Ende, so feurig heiß wie die zwei vorangegangenen Wochen, in denen keine einzige Wolke auf einen erlösenden Regenschauer hatte hoffen lassen. Schatten war knapp und die Lust, hinaus ins Freie zu gehen, verschwunden. Zu Beginn der Hitzewelle hatten Biergärten und Cafés noch gute Geschäfte gemacht. Doch nun mussten sie schon klimatisierte Plätze bieten, um Gäste zu locken.

Die Straßen vor der barocken Residenz zu Würzburg waren zu dieser späten Stunde menschenleer. Eine lähmende Schwüle machte den abendlichen Spaziergang zur Qual. Von Westen her zog Wind auf. Auf den Terrassen spürte man ihn auf schweißnasser Haut. In den Bäumen raschelten durstende Blätter, und ein Wetterhahn knarrte in seinem Lauf. Schwarze Wolken brauten sich am Horizont beunruhigend schnell zusammen. Ein Blitz schnitt den Himmel entzwei.

Der dicke Wachmann hastete schnaubend über das unebene Kopfsteinpflaster geradewegs auf das klaffende Maul der imposanten Residenz zu. Die Außenbeleuchtung war bereits abgeschaltet, sodass sie, einer Trutzburg gleich, im Sternenlicht zu schlafen schien.

Das Hemd klebte ihm am Rücken, und bei jedem Schritt drohten die Beine der ausgeleierten Sporthose ihn zu Fall zu bringen. Von Stirn und Schläfen rann ihm der Schweiß hin-

ab und vermengte sich mit den Resten Spinat, die noch an seinem Kinn klebten.

«Verdammt», keuchte er, als er schon von weitem sah, dass die Tür am Seitenportal offen stand. Gehetzt schaute er sich um, ob noch jemand seine Fahrlässigkeit entdeckt hatte. Doch niemand schien sich für die vergessene Tür zu interessieren, die ins Innere der Residenz führte. Auch auf dem Parkplatz, der sich über eine Fläche so groß wie drei Fußballfelder erstreckte, herrschte Leere. Lediglich ein paar Autos standen verwaist am Eingang zur Residenz-Gaststätte.

Aus der nahe gelegenen Musikhochschule waren klassische Klänge zu hören. Hinter sperrangelweit geöffneten Fenstern übten Musiker die Kleine Nachtmusik ein. Es waren die Bamberger Symphoniker, die am kommenden Samstag das alljährliche Mozartfest im Hofgarten eröffnen sollten.

Der Wachmann schleppte sich auf die verglaste Eingangstür zu. Am Türstock angekommen, sackte er erschöpft zu Boden.

«Kreuzverreck», röchelte er, als wollte er sich auf der Stelle übergeben. «Lang mach ich des fei nimmer mit.»

Er japste nach Luft und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er holte den schweren Schlüsselbund hervor und suchte im silbern scheinenden Mondlicht, das allmählich von den aufziehenden Wolken verdeckt wurde, nach dem passenden Schlüssel.

Im dunklen Gang hinter ihm schlug plötzlich Metall auf Metall. Der Wachmann erschrak.

«Ist da jemand?», rief er vorsichtig aus.

Er wartete, bis der Hall seiner Stimme verklungen war, um seine Frage zu wiederholen. Erneut bekam er keine Antwort.

«Wenn da jemand ist, dann raus! Sofort! Das ist meine letzte Warnung», donnerte es nun aus seiner geschwellten

Brust. Doch auch jetzt wollte sich nichts und niemand ergeben.

Der Wachmann zögerte. Er konnte sich nicht entscheiden. Sollte er hineingehen und herausfinden, was sich dort tat, oder war ein kontrollierter Rückzug angebracht? Er dachte an sein schmales Gehalt und an seine Rolle als Ernährer und Familienoberhaupt.

So ergriff er die Türklinke, um die Tür wieder zu schließen. Noch bevor sie zufiel, quetschte sich ein dumpfer Knall heraus, so, als wäre ein Eimer zu Boden gefallen und hätte seinen Inhalt verstreut.

Dieses Geräusch kannte er nur zu gut, um es übergehen zu dürfen. In den vergangenen zwei Monaten hatten die Restaurateure unter dem Deckenfresko einen beträchtlichen Steinbruch aufgerichtet, und der grobkörnige Dreck verteilte sich über die wertvollen Holzböden. Mit Engelszungen hatte er auf sie eingeredet, damit sie Acht gaben und Respekt hatten vor einem Bauwerk, das einzigartig war.

Nun fest entschlossen, schob er die Tür auf, brummte voller Missmut und tastete sich an der Wand entlang.

Im weiten Treppenhaus baumelte eine verdreckte Glühbirne von einem der beiden Gerüste herab und warf ihr schwaches Licht auf die vornehmen Statuen aus dem 18. Jahrhundert. Von der rechteckigen Galerie führten an den Längsseiten zwei Treppen ins Erdgeschoss hinab, die sich auf halber Höhe zu einer vereinigten. Unten am Treppenaufgang türmten sich Bauschutt und Holzlatten. Über allem thronte das rotundenförmige Deckengewölbe.

Die Restaurierungsarbeiten am Deckenfresko von Giambattista Tiepolo standen unmittelbar vor dem Abschluss. Nur noch eines der Gerüste, mittig in luftiger Höhe an der Decke verankert, war voll verschalt. Allein an dieser Stelle konnte das Fresko nicht eingesehen werden.

Die Fassung der Glühbirne hatte sich in einer tief gelegenen Leitersprosse verfangen und drohte durch das ruckartige Zerren am Kabel zu zerspringen. Die Verschalung am Gerüst wurde zur Seite geschoben, und eine Gestalt stieg vorsichtig die Leiter herunter. Sie trug weiße Strümpfe, die von einer rubinroten Kniebundhose gehalten wurden. Darüber schloss sich ein ebenso farbiges Wams an, ein weißer Schal um den Hals und auf dem Kopf eine rote Kappe. Von ihr ging in weitem Bogen eine weiße, zirka fünfzig Zentimeter lange Feder ab, die von der Spitze her farbverschmiert war.

Beim Herabsteigen fiel ein Gipsbrocken vom Gerüstplateau herab, schlug hart auf der schweren Steintreppe auf und kullerte bis zum Bauschutthaufen hinunter. Dort kam er neben einem Brett mit aufragenden Nägeln zum Liegen.

«*Porco dio*», zischte die Gestalt mit zusammengekniffenen Zähnen. Sie verharrte ein paar Sekunden unbeweglich, horchte in den dunklen Treppenaufgang unter ihr.

Alles schien ruhig. Sie stieg weiter Sprosse für Sprosse herab, löste die Fassung der Glühbirne aus der Leiter, nahm sie mitsamt dem Kabel in die Hand und stieg zurück nach oben.

«Hallo, ist da jemand?», tönte ein Echo aus der Eingangshalle empor. Die Gestalt fuhr erschrocken zusammen, drehte sich langsam um, und hastige Augen suchten nach der Gefahr im weiten Treppenhaus.

Der Wachmann tastete vergebens nach dem Lichtschalter. Tausendmal hatte er ihn schon ein- und ausgeschaltet, aber gerade jetzt konnte er ihn nicht finden. Mit ausgestreckten Armen trippelte er weiter, bis er an der letzten Säule am Treppenaufgang angekommen war. Ein schwacher Lichtschein fiel vom Obergeschoss auf den Schutthaufen, der sich zwischen der ersten Stufe und der Treppenumkehr befand.

Konzentriert nahm er Stufe um Stufe und sinnierte, wer zu jener späten Stunde noch im Haus sein konnte.

Als er den Bauschutthaufen erreicht hatte, blickte er empor, um die Quelle des Lichts auszumachen. Verlassen baumelte die Glühbirne zwanzig Meter über ihm am Gerüst, von dem eine Leiter zur Balustrade führte.

«Wer ist da oben?», rief er streng. Er erwartete eine sofortige Antwort.

Stattdessen erlosch der karge Schein. Die Leiter knarrte.

«Kruzifix. Stellt das Licht wieder an, oder soll ich mir alle Knochen brechen?», brüllte er zum Baugerüst hinauf.

Da noch immer nichts geschah, trieben ihn Pflicht und Stolz die Treppe hoch. Im Obergeschoss angekommen, fand er die Leiter vor, die noch immer an der Balustrade lehnte, und rief nach dem Handwerker der späten Stunde. Keine Reaktion.

Hinter ihm standen die hohen Flügeltüren zum Weißen Saal offen. Er trat hindurch, stapfte weiter in den Kaisersaal und fand auch dort niemanden.

«Jetzt reicht's mir aber. Ich bin doch net euer Depp!»

Hundertfach verhöhnnte ihn das Echo. Wutentbrannt stürmte er zur Balustrade zurück und rüttelte an der Leiter.

Sie führte hoch zum Gerüst, das mit Hilfe von Stangen auf dem Handlauf der Treppe abgestützt war. Im Halbschatten wirkte es wie eine riesige Spinne, die zum Angriff bereit war. Über einer Leiterspresse hing das Kabel samt erloschener Glühbirne. Er musste sich weit hinauslehnen, um sie zu fassen. Auf den Zehenspitzen hangelte er danach, bis er sie endlich schnappen und mit einem Ruck an sich heranziehen konnte. Mit einem jähen Aufschrei gab er sie jedoch sofort wieder frei. Die heiße Birne knallte gegen die Leiter und zerbarst mit einem dumpfen Knall.

«Kruzitürken», fluchte er.

Instinktiv drückte er die Hand auf die Marmorbrüstung,

die trotz der Hitze der letzten Wochen erstaunlich kühl geblieben war. Langsam linderte der Stein den Schmerz, und der Wachmann entspannte sich.

Hinter der Flügeltür zum Weißen Saal trat leise jemand hervor und näherte sich dem Wachmann, der sich erleichtert umdrehte.

«Na endlich, wie lange soll ich ...», konnte er noch sagen, bis er stockte, da er sich einer seltsamen Gestalt gegenüber sah. Ungläubig musterte er sie im schwachen Schein des einfallenden Lichts.

Auf dem Kopf schien die Gestalt eine seltsame Kappe zu tragen, darunter einen für die Jahreszeit mörderisch warmen Frack, Kniebundhosen und zu guter Letzt Schuhe, die sich spitz nach oben kringelten. Ein Blitz von draußen erhellte die bizarre Szenerie schlagartig. Er starrte für einen Moment in die schmalen Gesichtszüge eines jungen Mannes. Seine dünnen Lippen waren zu einem wirren Lächeln verzogen, die schmale Nase führte zu einem Augenpaar, das durch zwei dünne, für einen Mann außergewöhnlich gepflegte Augenbrauen eingerahmt war.

«*Che cosa c'è?*», fragte der junge Mann übertrieben freundlich. Dabei zog er das *è* gekünstelt in die Höhe. Die Lippen versprachen dem Wachmann Hilfe, doch die Augen blieben kalt.

«Wer ... wer sind Sie?», wollte der Wachmann wissen.

«*Sono il maestro.*»

Dieses Mal veränderte er die vorher helle Stimme zu einem dunklen Bass. Er legte seine von einem farbverschmierten Handschuh verhüllte Hand auf die Schulter des Wachmannes und hielt sie umklammert.

Der Wachmann schaute verdutzt der noch immer lächelnden Gestalt ins Gesicht, wartend, was als Nächstes geschehen würde.

Langsam erhob sich die andere Hand. Sie hielt etwas Ge-

bogenes, Helles, mit einer scharfen Spitze. Eine Feder. Als der Arm ganz ausgestreckt war, schoss er herab. Die Feder bohrte sich in den Hals des Wachmannes. Durch die Wucht des Stoßes drohte dieser über die Balustrade zu fallen. Seine Augen waren weit aufgerissen, aus seinem Mund traten schaumiges Blut und ein kehliges Röcheln, das im aufstoßenden Blutschwall schnell erstickte. Der dünne Faden verlor sich im fahlen Lichtschein hinab ins Dunkel, mit einem Ruck folgte der schwammige Körper. Der Aufschlag war dumpf. Eine Holzlatte brach.

Oben an der Balustrade hielt die Gestalt die Feder in das einfallende Straßenlicht. Einem Thermometer gleich, sog sich das Blut am Schaft entlang in die Höhe und verteilte sich nach außen in die Federn. Das Rot begann die Gestalt zu begeistern, und die Bewunderung wuchs im Tempo des aufsteigenden Saftes.

«*Che rosso!*», rief sie aus, als ein Blitz das Treppenhaus in gleißendes Blau tauchte und der Donner des Gewitters die Fenster erschütterte.

2

Sie zu warnen wäre sinnlos gewesen. Ihre selbstgerechte Überheblichkeit ließ es nicht zu. Jeder wusste, was hier vor sich ging. Dass man nicht den Hauch einer Chance hatte. Dafür waren die Jungs zu gut. Ihr System war einfach, beruhte auf Menschenkenntnis und einem sicheren Auge. Es gab keinen Trick im Spiel der drei Scheiben. Nichts geschah jemals verdeckt. Alles passierte direkt vor ihren Augen. Jede Bewegung konnte eingesehen werden. Den einzigen Vorwurf, den man ihnen machen konnte, war, dass sie unbarmherzig mit den Geldtaschen umgingen. So nannten sie sie. Nicht *Monsieur*, *Mister* oder *Mein Herr*, sondern einfach nur Geldtaschen. Denn mehr waren sie in ihren Augen nicht wert.

Kilian hegte eine fast selbstverständliche Sympathie für sie. Nicht, dass er es nach außen gutheißen konnte, was sie da mit den Müller-Lüdenscheids, Smiths und Le Grands anstellten. Das verbot ihm sein Auftrag als Gesetzeshüter. Aber er schätzte ihr Können. Die Kunst, das Auge zu verführen. Es in eine Richtung zu lenken, es zu täuschen und zu unterhalten. Reihenweise ließen sie sich unter der Sonne Genuas von den Scheibenspielern ausnehmen. Jeder wette, dass er zwischen weiß und schwarz unterscheiden konnte. Doch am Ende mussten sie zahlen und fortan schweigen.

Genuas Porto Vecchio lebte nach einer einfachen Regel. Sie basierte auf dem kollektiven Einverständnis, die Kuh zu melken, solange sie sich auf der Weide befand. Das war legi-

tim. Jeder machte das. Auch er, wenn er in seine zahllosen Masken schlüpfen musste, um die entscheidende Information zu bekommen, die Quelle des Verrats auszumachen oder einfach nur, um sich zu schützen.

Es war kurz nach 22.00 Uhr. Die Schiffe spuckten ihre Ladung aus. Tagesausflügler prahlten mit dem Tand, den sie bei fliegenden Händlern erstanden hatten. Deutsche und englische Touristen schoben sich an ihm vorbei. Ab und zu ein Schweizer. Doch in der Hauptsache deutsche Geldtaschen, prall gefüllt mit Weitwinkelobjektiven, surrenden Videokameras und Portemonnaies.

Ein Deutscher – Kilian schätzte ihn auf fünfzig Jahre –, Berliner, hatte sich in der weit verzweigten Altstadt mit unzähligen kleinen Fluchtgassen verloren und schrie nun verzweifelt nach den Carabinieri. Aus seinem Mund sprudelten Flüche und Verwünschungen, schließlich Niedergeschlagenheit, da er einsehen musste, dass sich niemand für ihn interessierte. Genovesen und Carabinieri hatten nur mitleidiges Kopfschütteln für einen übrig, der seine Haut freiwillig zu Markte trug. In diesem Fall in der Via di Pré, wo er schon nach zwanzig Metern am ersten Stand in seinen aufgeschlitzten Bauchbeutel griff.

Die Sonne war seit einer Viertelstunde hinter dem Porto Vecchio untergegangen. Der rote Streif verlor sich am Horizont, und der Gestank von Diesel und Salzwasser verflog allmählich. An der Hafemole reihten sich vergammelte Fischerboote aneinander, die zusammengeschusterten Netze waren zum Trocknen aufgespannt. Aus den Kajüten drang fetter, fauliger Dunst, eine Mischung aus Tabak, Fischinneren, Pesto und gebratenem Gemüse.

Kilian hätte tausendmal lieber über den Dächern der Stadt vor einer Flasche Tignanello und einem Teller Scampi gesessen, als sich im neuen Armani-Anzug an der Via di Gramsci die Beine in den Bauch zu stehen. Er lauerte Galina